

I. Geschichte wird gemacht. Einleitung

Schon der Anfang ist frei erfunden, jenes Hammerstakkato an der Kirchenpforte zu Wittenberg, mit dem Dr. Martin Luther am Vorabend zu Allerheiligen anno 1517 den Anbruch der Reformation angekündigt und damit die Papstkirche in ihren Grundfesten erschüttert haben soll. Den Thesenanschlag hat es nie gegeben, dieses Großereignis der Weltgeschichte, das nachweislich zu Luthers Lebzeiten keine Rolle spielte. Punkt. Allenfalls in der Gedankenwelt eines Philipp Melanchthon, auf dessen späteren Bericht das vermeintliche Gründungsereignis der evangelischen Kirche zurückgeht. Melanchthon kommt als Augenzeuge aber nicht infrage, er kam erst im Jahr darauf in die Stadt. Der Reformationstag, die Mutter aller deutschen Feiertage, geht auf ein fiktives Ereignis zurück. Warum hätte Luther dergleichen tun sollen? In Wittenberg lebten 1517 um die 2000 Menschen; die allerwenigsten unter ihnen werden des Lateinischen mächtig gewesen sein. In eben dieser Sprache hatte der zornige Augustinermönch den Ablasshandel verdammt. Seine 95 Thesen gegen den Missbrauch der päpstlichen Schlüsselgewalt (wenn man so will, die Lizenz der Kirche, Sünden zu vergeben) hatte Luther jedoch nur an Gelehrte und Bischöfe geschickt, als Aufforderung zum akademischen Streit, zur Disputation, wie es seinerzeit an Universitäten üblich war.¹ Außerfrage steht, dass hierbei ein historisches

1 Am Mythos Thesenanschlag ändert auch die vor einigen Jahren gefundene Notiz Georg Rörers nichts. Luthers Sekretär, der erst 1522 nach Wittenberg kam, hatte in einem Arbeitsexemplar zur Revision der Bibel von 1541 und 1544 die Anmerkung hinterlassen, die Martin Treu wie folgt übersetzt: „Am Vorabend des Allerheiligentages im Jahre des Herren 1517 sind von Doktor Martin Luther Thesen über den Ablass an die Türen der Wittenberger Kirchen angeschlagen worden.“ – Volker Leppin, Professor für Kirchengeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena, kommentiert die Aussage dieses Quellenfundes ausgesprochen skeptisch. Rörers Notiz stamme wie der längst bekannte Bericht Melanchthons aus einer Zeit, in der man sich vermehrt dem Gedenken an Luthers Wirken widmete. Der Fund belege, dass man in den frühen vierziger Jahren in Wittenberg von der Tatsächlichkeit des Thesenanschlags überzeugt war, mehr aber nicht. Die größte Schwierigkeit für die Annahme eines Thesenanschlags stellen nach wie vor Luthers eigene Aussagen dar, der wiederholt

Ereignis stattgefunden hat. Nur eben anders als es kolportiert wurde: Auswärtige Verleger haben die Thesen kurzerhand – ohne Zutun des Verfassers – gedruckt und in großer Auflage verbreitet. Wie der Luther-Biograf Heinz Schilling schreibt, war damit die akademische Disputation hinfällig geworden. Dennoch sei in Wittenberg eine „Lunte“ gezündet worden. Die mit der Veröffentlichung der Thesen „ausgelöste Explosion ließ das ganze spätmittelalterliche Ablasswesen binnen weniger Monate in sich zusammenfallen, jedenfalls in Deutschland“.²

Die Geschichte des deutschen Protestantismus ist eine Geschichte von Zuschreibungen und Verklärungen. Genauso frei erfunden ist das Luther-Aperçu: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen.“ Angeblich gesprochen vor dem Wormser Reichstag im Jahr 1521, in Wahrheit aber ein nachträglicher Einschub der Wittenberger Buchdrucker, eine pointierte Zuspitzung der Heldengeschichte vom kleinen Mönchlein, das im Vertrauen auf den Herrgott ganz allein gegen Papst und Kurie aufbegehrt und dabei nicht einmal den Kaiser fürchtet.³ Und ganz sicher hatte Luther an diesem Tag Mut und Rückgrat bewiesen. Zur Geschichte gehört aber auch das Faktum, dass der erst 21-jährige Karl V. im Wort stand. Dem exkommunizierten Bibelprofessor musste er freies Geleit gewähren, unabhängig davon, wie die Anhörung ausgehen würde. Karl war gut beraten, aus Luther keinen Märtyrer zu machen. Gut hundert Jahre zuvor war der Prager Reformator Jan Hus, dem man ebenso freies Geleit versprochen hatte, noch während des Konstanzer Konzils auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. Sein qualvoller Tod hatte die Anhänger mobilisiert und die Hussitenkriege ausgelöst, die Böhmen über Jahrzehnte in Atem hielten. –

erklärt hat, dass er zunächst privat an Bischöfe geschrieben habe, ehe er an die Öffentlichkeit gegangen sei. „Diese Aussage Luthers ist mit einem Thesenanschlag am 31. Oktober 1517 schwer zu vereinbaren.“ Siehe Erklärung Volker Leppins unter: <http://projekte.thulb.uni-jena.de/index.php?id=105> (zuletzt aufgerufen am 2. November 2016).

- 2 Schilling, Heinz: Der lange Weg zur Rebellion. In: ZEITGeschichte 5/16, S. 14 ff. Sowie: Martin Luther. Rebell in einer Zeit des Umbruchs, 3. Auflage, München 2014, S. 157-167, Zitat S. 158. – Zum Luthermythos siehe auch Lehmann, Hartmut: Martin Luther und der 31. Oktober 1517. In: Lehmann, Hartmut: Luthergedächtnis 1817 bis 2017, Göttingen 2012, S. 17-34; Leppin, Volker: Martin Luther. Vom Mönch zum Feind des Papstes, Darmstadt 2013, S. 43 und Münkler, Herfried: Die Deutschen und ihre Mythen, Reinbek 2013, S. 183.
- 3 Schilling, Martin Luther. Rebell, S. 223; Leppin, Martin Luther, S. 62.

Außerdem war Karl dringend auf die Hilfe der Fürsten angewiesen, im Krieg gegen die Osmanen wie auch im Konflikt mit Frankreich im Kampf um die Vorherrschaft in Europa. Ja, der damals mächtigste Herrscher in Europa sah sich womöglich gar nicht in der Lage, die „Reichsacht“ gegen Luther zu exekutieren. Der hatte schon vorab eine für den Kaiser nicht erkennbare Zahl von Reichsständen auf seine Seite gezogen, darunter etliche Territorialfürsten, aber auch die Obrigkeiten verschiedener Reichsstädte. Der Versuch seiner Festnahme und Auslieferung an Rom hätte der kaiserlichen Autorität erheblich mehr geschadet denn genutzt.

Luther und die Deutschen

Die Art und Weise, wie hierzulande an Martin Luther gedacht wurde und wird, erzählt mehr über die evangelische Kirche und die Deutschen als über den Mann aus Wittenberg. Der historische Luther wurde zum Helden eines literarischen Romans stilisiert, der in ganz unterschiedlichen Versionen über die Jahrhunderte weitererzählt wurde.

Galt er am Ende der Reformation und später nach dem 30-jährigen Krieg als eine Art Prophet, der die Autorität der Heiligen Schrift wiederhergestellt und Gottes Volk aus der Römisch-Babylonischen Gefangenschaft geführt hatte, wurde er gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Begründer der deutschen Nation ausgerufen. Heinrich von Treitschke wählte in ihm einen Mann, „in dessen Adern die unbändige Naturgewalt des deutschen Trotzes kocht“.⁴ Deutsches Wesen und deutscher Glaube gehörten jetzt zusammen. Treitschke appellierte auch an die heimischen Katholiken, denn immerhin sei Luther auch ein „Wohltäter“ der alten Kirche gewesen, die seinetwegen gezwungen war, „ihre sittlichen Kräfte zusammenzuraffen“. Dank Luther sei Tetzels Ablasslehre auf deutschem Boden unmöglich geworden; „und sicherlich steht heutzutage der denkende deutsche Katholik dem deutschen Protestanten in seiner ganzen Weltanschauung näher als seinem spanischen Glaubensgenossen“.⁵ – Der wirkliche Luther aber, wie er im ausgehenden Mittelalter gelebt hat, der ohne Zweifel eine charismatische Erscheinung war, sich aber auch von allerhand Dämonen und Teufeln getrieben fühlte,

4 Treitschke, Heinrich von: Luther und die Deutschen. In: von Treitschke, Heinrich: Ausgewählte Schriften, 3. Auflage, S. 144.

5 Treitschke, Luther und die Deutschen, S. 145.

dieser Mann hat mit der Wirkungsgeschichte der Reformation nicht mehr viel zu tun. Der historische Luther liegt begraben unter unzähligen Schichten von Mythen, Konstruktionen und Superlativen.

Die Kontrahenten von Worms – Martin Luther und Kaiser Karl V. – sollten einander nie wieder begegnen. Dennoch haben sich die Wege der beiden noch einmal gekreuzt: Als im April 1547, im Jahr nach Luthers Tod, das kaiserliche Heer bei Mühlberg an der Elbe die sächsischen Truppen schlug und Kurfürst Johann Friedrich I. in Gefangenschaft geriet, musste kurz darauf auch Wittenberg die Waffen strecken. Der Kaiser hielt einen triumphalen Einzug in jene Stadt, von der aus dreißig Jahre zuvor die Reformation in die Welt gegangen war. Als der Sieger des Schmalkaldischen Krieges in jenen Tagen Luthers Grab aufsuchte, wird er einen Moment innegehalten haben. Wenigstens jetzt hätte Karl den päpstlichen Willen vollstrecken können. Der posthumen Hinrichtung des Ketzers stand nun nichts im Weg. – Dergleichen war damals nicht unüblich. Karl hätte seinem Gefolge nur ein Zeichen, einen Wink geben brauchen und die sterblichen Überreste Luthers wären exhumiert und verbrannt worden, wie schon die Gebeine des englischen Reformators John Wyclif im Jahrhundert zuvor.

Der Kaiser aber zeigte Größe und Pietät, beließ den Toten in seinem Grab. Eine Zurückhaltung, die spätere Herrscher und Historiker in Sachen Luther leider vermissen ließen, wenn auch aus anderen Motiven...

Heinrich von Treitschke gab zum 400. Geburtstag des Reformators im Jahr 1883 die Richtung vor. In einer viel beachteten Gedenkrede erklärte er Luther zum „Führer der Nation“.⁶ Keine andere neuere Nation habe einen Mann gesehen, der gleichermaßen seinen Landsleuten jedes Wort von den Lippen genommen habe, „der so in Art und Unart das innerste Wesen seines Volkes verkörpert hätte“. Dieser Martin Luther sei der ewige Deutsche. „Aus den tiefen Augen dieses urwüchsigen deutschen Bauernsohnes blitzte der alte Heldenmut der Germanen, der die Welt nicht flieht, sondern sie zu beherrschen sucht...“⁷ Eben darum ging es: um Herrschaft, um Sein und Bleiben.

Nach den gewonnenen Kriegen über die römisch-katholischen Großmächte Österreich (1866) und Frankreich (1871) hatte sich der Protestantismus angeboten, den preußisch geprägten deutschen Nationalismus theologisch zu untermauern. Bis dahin hatte die Kirche, allen voran die evangelische, immer nur an Terrain verloren. In den Auseinandersetzungen

6 Treitschke, Luther und die Deutschen, S. 138.

7 Ebenda, S. 155.

gen mit der Aufklärung oder auch mit Darwins Evolutionslehre schien die Kirche ihre intellektuelle Waffenfähigkeit doch erheblich eingebüßt zu haben. Erst der Nationalismus, die Idee von der besonderen Sendung der Deutschen, hatte es Pfarrern und Kirchenoberen wieder möglich gemacht, in die Offensive zu gehen. Der Historiker Manfred Gailus spricht für die Jahre 1870 bis 1970 von der „babylonischen Gefangenschaft der Kirchen im Nationalen“.⁸ Ein Sprachbild, das freilich auch irritiert. Kein Historiker und vermutlich auch kein Theologe wird heute behaupten, die evangelische Kirche hätte, als sie in der Euphorie der Reichsgründung diesen Weg eingeschlagen hat – wie im Alten Testament das Volk Israel –, keine andere Wahl gehabt. Das war mitnichten der Fall. Und doch bleibt es ein Faktum, dass die deutsch-nationale Bindung der evangelischen Kirche erst infolge anderer tiefgreifender Traditionsabbrüche in den 1960er-Jahren nachließ.

Und so war Luther immer dabei! Wer auch immer im Namen der Deutschen Großes vorhatte, berief sich auf den Reformator aus Wittenberg. Deutsche Protestanten beanspruchten im Weltluthertum ihr angebliches Erstgeburtsrecht. „Am deutschen Wesen mag die Welt genesen“, so der Dichter Emanuel Geibel. Deutsche Nation und deutsches Vaterland galten fortan als Teil der Schöpfungsordnung Gottes. Noch in unserer Zeit finden sich in der evangelischen Kirche Spuren der deutsch-nationalen Prägung. Der Görlitzer Altbischof Hans-Joachim Fränkel sagte im Jahr 1999 im Interview: „Ich sehe in der völkischen Existenz eine Platzanweisung Gottes ...“⁹

Unvergessen, Reichskanzler Otto von Bismarck in einer Rede vor dem Reichstag: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt...“¹⁰ Dem Deutsch-Französischen Krieg folgte gut vier Jahrzehnte später ein weiterer Frankreichfeldzug. Und bald schon der Zweifrontenkrieg. Als man sich im Kaiserreich nach und nach der drohenden Weltkriegsniederlage gewahr wurde, tobte an der Heimatfront längst die Propagandaschlacht zum 400. Reformationsjubiläum. Inzwischen war Martin Luther nicht

8 Siehe u.a.: Gailus / Krogel (Hrsg.), Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche im Nationalen, Berlin 2006.

9 Zitiert nach: Findeis, Hagen / Pollack, Detlef (Hrsg.): Selbstbewahrung oder Selbstverlust. Bischöfe und Repräsentanten der evangelischen Kirche in der DDR über ihr Leben – 17 Interviews, Berlin 1999, S. 94.

Zur deutsch-nationalen Prägung der evangelischen Kirche siehe auch: Gailus, Manfred / Lehmann, Hartmut (Hrsg.): Nationalprotestantische Mentalitäten in Deutschland (1870–1970). Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes, Göttingen 2005.

10 Bismarck, Otto von: Reichstagsprotokolle, 1887/88,2.

mehr nur der Deutschen Übervater. Erich Marcks, ein deutsch-nationaler Geschichtsschreiber, beschwor in ihm den Retter des Vaterlandes: „Luther wollte Deutscher sein und für seine lieben Deutschen schaffen!“ Martin Luther als Überwinder des Mittelalters – „dieser Riese“ habe in sich widerstreitende Kräfte vereint, über die das Ausland nur gestaunt habe, Kräfte, die den Deutschen selbstverständlich gewesen seien: „Schlichtheit und Größe, Zartheit und Derbheit, fröhliche Einfalt und lodernde Glut, Treue und Liebe im kleinen und eine wilde furchtlose Stärke in seinem großen Lebenskampf, die Freiheit von Menschenfurcht, die ihn nach außen so gigantisch machte, weil er im Innersten so ganz auf sich selbst stand.“¹¹ So hat denn auch Luther den Ersten Weltkrieg verloren.

Die Frage, wem Martin Luther gehört, ob nun den Pietisten, Monarchisten, den Völkischen, den Nazis oder später sogar der SED etc., wurde in der evangelischen Kirche bis heute nicht abschließend beantwortet. Luther war und ist für alle da. Mit dem Ende der Weimarer Republik sahen ihn viele Protestanten sogar in einer Reihe mit Hitler – einem Katholiken!

Beiden Männern sei „der Schrei nach einem großen Mann der Rettung“ vorausgegangen, so der renommierte Theologe Hans Preuß im Jahr 1933. „Beide lehnen den Parlamentarismus in ihrer Weise ab. Sie brauchen ihn nicht!“ Der Professor aus Erlangen schloss sein Heftchen *Luther und Hitler* mit den Worten: „Man hat gesagt, das deutsche Volk habe dreimal geliebt: Karl den Großen, Luther und Friedrich den Großen. Wir dürfen nun getrost unseren Volkskanzler hinzufügen. Und das ist wohl die lieblichste Parallele zwischen Martin Luther und Adolf Hitler.“¹²

Jedermann sei untertan

Im Übrigen hat der Reformator aus Wittenberg auch nie gesagt: „Und ginge morgen die Welt unter, ich würde heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.“ In seiner Welt war die Erde eine Scheibe und die Endzeit längst angebrochen. Er war der festen Überzeugung, Gottes Reich würde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Dass Luther nun gleichzeitig ein begeisterter

11 Zitiert nach: Lehmann, Hartmut: Luthergedächtnis 1817 bis 2017, Göttingen 2012, S. 134.

12 Preuß, Hans: Luther und Hitler, Neuendettelsau 1933, Zitate S. 5, 8 und 14. Siehe auch Hartmut Lehmanns Aufsatz: Hans Preuß 1933 über ‘Luther und Hitler’. In: Lehmann, Göttingen 2012, S. 151-159.

Obstbauer gewesen ist, im Garten hinterm Haus – dem Pfarrhaus, das seit der Reformation als Heimstätte christlich-bürgerlicher Lebensführung, als Hort der Bildung, Kultur und Tugend gilt –, davon ist den Historikern nichts überliefert. In Wahrheit entstammt das Apfelbäumchen-Wunschzitat der Zeit kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, da viele Protestanten der tröstenden Worte ihres Kirchengründers bedurften.¹³ Dabei waren die allermeisten evangelischen Christen Hitler bedenkenlos gefolgt – in den Abgrund, in einen Angriffs- und Vernichtungskrieg.

Selbst die für ihren Widerstand später so gerühmte Bekennende Kirche hat den faschistischen Staat als Obrigkeit begriffen, im Sinne von Römer 13. Eine Obrigkeit also, der man Gehorsam schuldig war. Die besondere Bindung an Römer 13 ist die große Tragödie der evangelischen Kirche im 20. Jahrhundert...

Das war nie anders. In den fünfhundert Jahren evangelischer Kirche in Deutschland respektive im Deutschen Reich und davor im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation – sobald es in den Krieg ging, berief sich nie auch nur ein führender deutscher Protestant auf sein Gewissen. Die evangelische Kirche segnete zu allen Zeiten deutsche Waffen und Soldaten. Denn die Hand, die das Schwert führte, war wie bei Luther „nicht mehr Menschenhand, sondern Gotteshand, und nicht der Mensch, sondern Gott hänget, rädert, enthäupt, würget und krieget; es sind alles seine Werke und seine Gerichte“.¹⁴ Von keinem Pfarrer, Theologiestudenten und auch keinem Bonhoeffer-Schüler wurde später bekannt, dass er sich der Einberufung zur Wehrmacht entzogen, d. h. den Kriegsdienst verweigert hätte oder gar irgendwann desertiert wäre.¹⁵ Im Gegenteil: Einer der Gründer der Bekennenden Kirche, Bischof Marahrens, der Vorsitzende des sogenannten Geistlichen Vertrauensrates, gratulierte Adolf Hitler sogar bei Beginn des Russlandfeldzuges via Telegramm und versicherte ihm die „unwandelbare

13 Leppin, Martin Luther. Vom Mönch zum Feind des Papstes, S. 50.

14 Luther, Martin: Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein könnten (1526). In: Luthers Reformatorische Schriften, hrsg. von Paul Merker, Berlin 1918, S. 224 bzw. WA Bd. 19, S. 616 ff.

15 Dass aus dem Bonhoeffer-Kreis niemand den Kriegsdienst verweigert hat, geht auf eine Aussage des Bonhoeffer-Schülers Rudolf Weckerling zurück. Siehe Wagner, Ellen: Rudolf Weckerling zum 100. Geburtstag – „Als Gottes Atem kecker ging, da schuf der Herr den Weckerling“. In: Unterwegs – 100 Jahre Rudolf Weckerling, eine Festschrift, hrsg. von Freya Eberding u. a., Berlin 2011, S. 42.

Treue und Einsatzbereitschaft der gesamten evangelischen Christenheit des Reiches“.¹⁶

Selbst bei großzügiger Quellenauslegung ist die Geschichte des Protestantismus in Deutschland alles andere als eine „Freiheitsgeschichte“, wie von der EKD heute feierlich behauptet wird.¹⁷ Wohl hatte Martin Luther das Gewissen des Einzelnen als höchste und letzte moralische Instanz postuliert. Die Reformation erhöhte aber auch den obrigkeitlichen Zwang. In Mitteldeutschland gewann der Adel Verfügungsgewalt über nahezu jegliches Kirchengut. Die Fürsten konnten ihre Einnahmen mehren und ihre weltliche Herrschaft festigen. Der Wittenberger Kirchengründer hatte sie kurzerhand zu „Notbischöfen“ ernannt und ihre weltliche Autorität damit theologisch untermauert, ja für unantastbar erklärt. Denn schon der Apostel Paulus sagt: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, ist sie von Gott angeordnet.“ (Römer 13,1) – Auf ebendiese Bibelstelle berief sich Luther in seiner Forderung, ein jeder Christ habe sich in politischen Dingen bedingungslos seinem Fürsten unterzuordnen. Dieser sei von Gott eingesetzt, um die Schwachen zu schützen und die Verbrecher zu strafen.¹⁸ Die gegenteilige Aussage: „Man soll Gott mehr gehorchen als dem Menschen“ (Apg 5, 29), hatte in Luthers Bibelexegese bei Weitem nicht dieses Gewicht. Daher waren Gehorsam und Untertanengeist dem Protestantismus bereits in die Wiege gelegt. Die offizielle Erinnerungspolitik der heutigen EKD will davon aber nichts wissen. Die tiefe Liebe zum Fürsten und später zu Nation und Führer ist im historischen Gedächtnis evangelischer Christen heute nicht mehr präsent.

Judenhass und Antisemitismus

Ebenso vergessen, allerdings immer noch zu besichtigen, ist die „Juden-sau“ an so vielen deutschen Kirchgebäuden. „Es ist hie zu Wittenberg an unserer Pfarrkirche eine Sau in Stein gehauen“, schrieb Martin Luther

16 EZA 1/1662, Blatt 211.

17 Siehe: Rechtfertigung und Freiheit. 500 Jahre Reformation 2017, hrsg. vom Kirchenamt der EKD, Gütersloh 2014.

18 Luther, Martin: Von der Freiheit des Christenmenschen. In: Luthers Reformatorische Schriften, Berlin 1930, S. 96-116.

einst, „da liegen junge Ferkel und Juden drunter, die saugen; hinter der Sau steht ein Rabbin, der hebt der Sau das rechte Bein empor, und mit seiner linken Hand zieht er den Pirzel über sich, bückt und guckt mit großem Fleiß der Sau unter dem Pirzel in den Talmud hinein, als wollt er etwas Scharfs und Sonderlichs lesen und ersehen ...“¹⁹

Mag sein, dass auch die anderen Reformatoren das Judentum verachteten – die Juden galten als ein von Gott enterbtes Volk –, allein Luther schrieb in dieser Gehässigkeit.

Auch wenn das Verhältnis von Christen und Juden nicht Gegenstand seiner reformatorischen Grundschriften ist (*Von der Freiheit eines Christenmenschen*, *Von den guten Werken*, *An den christlichen Adel deutscher Nation* und *Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche*), ist der Antisemitismus eines der konstitutiven Elemente in Luthers Theologie.

Im Jahr 1531 oder 1532 soll Martin Luther gesagt haben, falls er jemals wieder einen Juden taufen würde, so werde er diesen auf die Elbbrücke führen, ihm dort einen Stein um den Hals hängen und ihn mit den Worten hinunterstoßen: „Ego te baptiso in nominae Abraham.“ (Ich taufe dich im Namen Abrahams.)²⁰ Luther, der dem Schriftprinzip „sola scriptura“ zentrales Gewicht gab, ihm jegliche religiöse Handlung unterordnete – der gleiche Luther ignorierte den Auftrag des Apostel Paulus zur Bekehrung der Juden (Römer 11,17-26). Mehr noch: Luther erteilte sogar Ratschläge, wie

19 Luther, Martin: Vom Schem Hamphoras und dem Geschlecht Christi, WA Bd. 53, S. 600. – Dass zumindest der „alte“ Luther ein ausgesprochener Judenhasser war, wird von keinem Historiker mehr bezweifelt. Seine späten antisemitischen Traktate sind von so unfassbarer Gehässigkeit und Menschenverachtung, dass es die Leser heute sprachlos zurücklässt. Tatsächlich war aber nicht nur der „alte“ Luther vom Judenhass erfüllt. Bereits seine erste Wittenberger Vorlesung (1513–1515), die sich mit dem Alten Testament beschäftigte, gibt uns einen tiefen Einblick in Luthers antisemitische Gedankenwelt: Zu fast 100 Psalmen sind seine Notizen (Scholien) und Glossen erhalten geblieben; lediglich zwei (!) davon sind frei von polemischen oder abwertenden Kommentaren gegenüber den Juden, die für ihn ein wahrer „Blutacker“ sind, „ein Königreich des Blutes und eine Synagoge des Satans bis auf den heutigen Tag“. Siehe dazu Osten-von der Sacken, Peter: Martin Luther und die Juden. Neu untersucht anhand von Anton Margarithas „Der gantz Jüdisch glaub“ (1530/31), Stuttgart 2002, S. 47 ff.

20 Zitiert nach: von der Osten-Sacken, Peter: Martin Luther und die Juden. Neu untersucht anhand von Anton Margarithas „Der gantz Jüdisch glaub“ (1530/31), Stuttgart 2002, S. 116.

man sich der Juden ganz konkret entledigen könnte: Ihre Synagogen möge man verbrennen, ihnen die Bücher wegnehmen, ihre Gebete verbieten und sie zu harter körperlicher Arbeit zwingen. Auch drängte Luther die Fürsten, die Juden aus ihren Ländern zu vertreiben und ihnen jeglichen Aufenthalt zu verwehren.²¹

Luthers Judenhass prägte die Geschichte des deutschen Protestantismus im 19. und 20. Jahrhundert auf unheilvolle Weise. Die von der EKD bis zum Jahr 2017 ausgerufenen „Lutherdekade“ hätte eine gute Gelegenheit sein können, sich mit dieser schweren Hypothek auseinanderzusetzen. Halböffentliche Erklärungen und hier und da ein Zeitungsbeitrag der Altbischofin Käbmann ersetzen keine Debatte. In der evangelischen Kirche wurde eben nicht, wie es im sogenannten Stuttgarter Schuldbekenntnis vom Oktober 1945 hieß, „lange Jahre hindurch im Namen Jesu Christi gegen den Geist gekämpft, der im nationalsozialistischen Gewaltregiment seinen furchtbaren Ausdruck gefunden hat“. Die in dem Papier schwammig formulierte Selbstanklage, „dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben“,²² suggeriert, dass man nicht genug gegen die Barbarei, aber doch wenigstens etwas getan hätte. War dem wirklich so?

Noch viele Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in der evangelischen Kirche der Nationalsozialismus auf die Säkularisierung und die Französische Revolution zurückgeführt.²³ Für den langjährigen EKD-Vorsitzenden und Berlin-Brandenburgischen Bischof Otto Dibelius war der Kampf gegen die Folgen von 1789 das große Mantra. Zur Eröffnung des gesamtdeutschen Kirchentages am 11. Juli 1951 sprach Dibelius in der Ostberliner Werner-Seelenbinder-Halle vor 11.000 Zuhörern:

„Zwölf Jahre haben es deutsche Menschen leidenschaftlich betont, wir seien alle Brüder und Schwestern, weil wir eine Gemeinschaft des reinen Blutes entdeckt hätten. Im Namen dieser bluthaften Brüderlichkeit haben sie dann fünf Millionen Menschen in die Gaskammern geschickt. In der

21 Luther, Martin: Von den Jüden und ihren Lügen, WA Bd. 53, S. 512-552, besonders ab S. 536 f.

22 http://www.ekd.de/glauben/bekanntnisse/stuttgarter_schulderklaerung.html, (zuletzt aufgerufen am 5. Februar 2013).

23 Siehe z. B. Dibelius, Otto: Im Namen der Brüderlichkeit – in die Gaskammern! Rede zur Eröffnung des gesamtdeutschen Kirchentages am 11. Juli 1951 in Berlin. Abgedruckt in: Winterhager, Jürgen Wilhelm (Hrsg.): Otto Dibelius – Reden und Briefe 1933–1967, Zürich 1970, S. 51 f.

vielgepriesenen Französischen Revolution lautete das Schlagwort der Jakobiner: *La fraternité ou la mort!* Wir Deutsche haben das noch etwas lieblicher, als es damals schon gemeint war, übersetzt: Und willst du nicht mein Bruder sein, dann schlag ich dir den Schädel ein!²⁴ (Unterstreichung durch K.K., Kursivsetzung durch Dibelius.)

Bis heute wird in der Kirche so getan, als wären die Nazis von außen, als Fremde über die Kirche gekommen, dabei haben Protestantismus und Nationalsozialismus lange Zeit aus demselben völkischen Brunnen geschöpft.

EKD-Erinnerungspolitik

Ein Blick auf den Veranstaltungskalender der EKD und die darin enthaltene Fokussierung auf ganz bestimmte Ereignisse offenbart eine geistige Erinnerungslandschaft mit für die evangelische Kirche typischen Fund- und Leerstellen. So wird regelmäßig der Confessio Augustana gedacht, der führenden Reformatoren und freilich auch der Barmer Erklärung, der Bekennenden Kirche und Dietrich Bonhoeffers. Daneben aber finden sich etliche historische Vorgänge und Persönlichkeiten, die keine, erheblich weniger oder auch die falsche Beachtung erfahren.

Eine solche Tendenz ist beispielsweise beim Thema „Kirche in der DDR“ zu beobachten. Auch wenn man im theologischen Sinne nicht von einer Tradition sprechen kann, so ist die „Kirche im Sozialismus“ zweifellos ein verschmähtes Erbe der EKD.

Erwähnt sei nur das langjährige – und erfolgreiche! – Friedensengagement des BEK, des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR. Als sich der deutsche Überfall auf Polen, der Beginn des Zweiten Weltkriegs, am 1. September 1979 zum vierzigsten Mal jährte, verabschiedeten die EKD und der BEK eine gemeinsame Erklärung. Das international viel beachtete „Wort zum Frieden“ ging auf eine Initiative des DDR-Kirchenbundes zurück. In diesem ersten gesamtdeutschen Kirchenpapier seit zehn Jahren hieß es: „Lange bevor ein Krieg ausbricht, hat er in den Gedanken und Herzen der Menschen schon begonnen. Misstrauen und Angst und das Gefühl der Bedrohung löschen alle anderen Hoffnungen aus.“ – Die Bedrohungen mögen heute andere sein. Die Welt des beginnenden 21. Jahr-

24 Dibelius, Im Namen der Brüderlichkeit – in die Gaskammern!, S. 51 f.

hundreds ist aber nicht friedlicher geworden. Nach Russland und den USA ist Deutschland heute der drittgrößte Waffenexporteur. Die Bundeswehr kämpft in Afghanistan und sonst wo. Eine mahnende Stimme, wie es seinerzeit der BEK war, fehlt. Die Kirche beansprucht für sich allzu oft eine „Wächterfunktion“, schaut aber in zentralen Fragen weg. Die Erinnerung lohnt: Die DDR-Kirchen standen der unabhängigen Friedensbewegung inhaltlich erheblich näher als die EKD, die bis zur Abschaffung der Wehrpflicht bzw. deren Aussetzung im Jahr 2011 den Dienst des Christen mit der Waffe theologisch und ethisch auf eine Stufe setzte mit der Wehrdienstverweigerung.²⁵ In der Kanzelabkündigung nach der Niederschlagung des Prager Frühlings im August 1968 beklagte die Berlin-Brandenburgische Landeskirche, „dass noch immer militärische Mittel eingesetzt werden, um politische Fragen zu lösen“.²⁶ Ein solcher Protest dürfte einmalig sein in der Geschichte des Protestantismus in Deutschland.

Auch im Verhältnis zum Judentum setzten die DDR-Kirchen eigene Akzente. Im Jahr 1975 konterkarierten sie die offizielle Außenpolitik des SED-Staates, indem sie gegen die UN-Resolution protestierten, welche Zionismus und Rassismus gleichsetzte. Kirchenbundchef Albrecht Schönherr erklärte damals dem Vertreter der DDR-Regierung, Staatssekretär für Kirchenfragen Hans Seigewasser, dass das Volk Israel von Christen nicht wie jedes andere Volk angesehen werden könne. Man müsse sehen, was den Juden durch Christen und besonders durch Deutsche angetan worden ist.²⁷

Im Rückblick stellen die Kirchen in der DDR oder wie es Karl Barth formulierte, in „Gottes geliebter Ostzone“²⁸, ein eigenartiges Phänomen dar: Obwohl der Schrumpfungsprozess anhielt, nahm das Gewicht der

25 Siehe dazu: Ehring, Klaus/Dahlwitz, Martin: Schwerter zu Pflugscharen. Friedensbewegung in der DDR, Hamburg 1982, S. 34 ff.

26 Abgedruckt in: Schönherr, Albrecht: ... aber die Zeit war nicht verloren. Erinnerungen eines Altbischofs, Berlin 1993, S. 235-236.

27 Information Hans Seigewassers an Paul Verner vom 4.12.1975 über sein Gespräch mit Albrecht Schönherr und Manfred Stolpe am gleichen Tag über die Erklärung der Bischöfe der DDR zur Zionismusresolution der UNO-Vollversammlung. Abgedruckt in: Staat und Kirche Bd. 2, zusammengestellt und kommentiert von Horst Dohle, Neukirchen-Vluyn 1995, Dokument 41, S. 265-268, siehe vor allem S. 266.

28 Einem breiten Publikum bekannt geworden ist diese Formulierung durch Karl Barths *An einen Pfarrer in der Deutschen Demokratischen Republik* aus dem Jahre 1958. Siehe: Karl-Barth-Gesamtausgabe, hrsg. von Hinrich Stoevesandt, Bd. V „Offene Briefe 1945–1968“, hrsg. von Dieter Koch, Zürich 1984, S. 427.

Kirchen in der Gesellschaft mit jedem Jahr zu. Auch dies ein einmaliger Vorgang in der langen Geschichte des deutschen Protestantismus. Doch als sich im Jahr 2009 die Gründung des von der EKD eigenständigen Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR zum vierzigsten Mal jährte, blieben die Feierlichkeiten und Symposien aus. Dabei hätte sich den Historikern hier eine letzte Gelegenheit geboten, öffentlichkeitswirksam mit den damals noch lebenden Akteuren ins Gespräch zu kommen.

Ohne offizielle Veranstaltung blieb auch der 40. Jahrestag der „Freiheitsrede“ von Heino Falcke, gehalten im Jahr 1972 auf der 4. Tagung der ersten Synode des DDR-Kirchenbundes. Heino Falckes damaliges Hauptreferat „Jesus befreit – darum Kirche für andere“ gilt als *das* historische Ereignis des Protestantismus in der DDR! Der Rektor des Gnadauer Predigerseminars und spätere Propst von Erfurt forderte die Christen in seinem Land auf, aus ihrer Passivität oder ihrer Opposition herauszutreten und in kritischer Solidarität an einer gerechteren Gesellschaft mitzuwirken. Ein so bis dato nicht dagewesener Vorfall: Erstmals fiel vor einem größeren Publikum das Wort vom „verbesserlichen Sozialismus“!²⁹ Für die Friedens- und Umweltgruppen, die einige Jahre später in den Räumen der Kirche Schutz fanden, hatte die Formel vom „verbesserlichen Sozialismus“ fast schon eine programmatische Bedeutung. Dieses Wort ermöglichte vielen DDR-Bürgern ein erstes kritisches Denken, Reden und schließlich auch Handeln, ohne dass der oder die Einzelne von der staatlichen Seite sofort als Gesetzesbrecher denunziert werden konnte. – Dass die evangelischen Landeskirchen in den neuen Bundesländern früher einmal eine bessere DDR wollten, gleichzeitig an der engen Verbindung zu den Gliedkirchen der westdeutschen EKD festhielten, lässt sich heute schwer kommunizieren.

Die Erinnerungspolitik der evangelischen Kirchen scheint darauf ausgerichtet zu sein, die Menschen mit dem historischen Geschehen – das immer diffiziler und verworrener ist als der Wille zum Gedenken – zu versöhnen. In diesem Sinne sind die DDR-Kirchen keine Leerstelle in der Erinnerungslandschaft der EKD, aber doch so etwas wie ein verwilderter Garten. Offenbar ist die Aufarbeitung und Erinnerungspflege durch Kirchenhistoriker an ihre Grenzen gestoßen.³⁰

29 Falcke, Heino: Christus befreit – darum Kirche für andere. Hauptvortrag bei der Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR in Dresden 1972. In: Falcke, Heino: Mit Gott Schritt halten, Berlin 1986, S. 12-32.

30 Zu den Schwierigkeiten im Gedenken und der aufgespaltenen Erinnerung hat der Kärntner Erziehungswissenschaftler Petter Gstettner einen wunderbaren

Über Jahrzehnte hinweg wurde die Geschichte aufgespalten in einen offiziellen herzeigbaren Teil und in einen inoffiziellen Teil, der zwar nicht abgestritten wird, über den man aber nicht redet. Ein gestörtes Verhältnis zur eigenen Geschichte bewirkt immer eine gestörte Identität. Eine Kirche aber mit einer gestörten Identität erscheint nicht mehr *glaubwürdig*. Auch das mag ein Grund dafür sein, dass der Kirche im Osten Deutschlands, im Kernland der Reformation, heute mehr denn je die Mitglieder weglaufen.

Von der Freiheit des Christenmenschen

Die Geschichte des deutschen Protestantismus, wie sie sich historisch abspielt hat, war erheblich widersprüchlicher, aber auch vielfältiger, als es uns heute die EKD-Eventmanager glauben machen wollen. Das gilt nicht zuletzt für den eingangs erwähnten Gründungsmythos.

Zum vollständigen Bild der Reformation gehören ebenso die Täufer, gehört nicht nur Wittenberg und Zürich, sondern auch das Städtchen Allstedt südöstlich von Eisleben, wo ein bestimmter Pfarrer – namentlich Thomas Müntzer – schon Jahre vor Luther den Gottesdienst in deutscher Sprache abgehalten hat. Allein das wäre ein Grund, seiner im Rahmen der Lutherdekade zu gedenken, sind doch die Menschen damals zu Tausenden nach Allstedt geströmt, um Müntzers Predigten zu hören! Noch dazu war Thomas Müntzer der erste Theologe, der aus dem christlichen Glauben heraus das Recht auf Ungehorsam gegenüber der Obrigkeit postulierte. Der Reformator aus Allstedt, der angeblich „mörderische und blutgierige Prophet“ (Martin Luther), wurde wie kein Zweiter in der evangelischen Kirche verleumdet und verteufelt.³¹ Die 70.000 Menschen aber, die im Bauernkrieg 1524/25 ums Leben gekommen sind, die allermeisten von ihnen waren von den Söldnerheeren der Fürsten regelrecht abgeschlachtet worden – diese Toten sind in der evangelischen Kirche vergessen.

Essay geschrieben, der mich zu diesem Gedanken inspiriert hat. Siehe Gstettner, Peter: Erinnerungspolitik als politische Bildung. In: Die Gedenkstätte in Annabichl neu gestalten! Klagenfurt 2009, S. 67-79.

31 Siehe: Fischer, Ludwig (Hrsg.), Die lutherischen Pamphlete gegen Thomas Müntzer, Tübingen 1976. Ins moderne Hochdeutsch übertragene Zitat aus: Martin Luther: Eyn Schrecklich geschicht und gericht Gotes über Thomas Muentzer, S. 18.

Kirchengründer Martin Luther hatte sogar dazu aufgerufen, die rebellischen Bauern zu stechen und zu würgen. (*Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern*) Sein Weggefährte Philipp Melanchthon stand dem in nichts nach. In einem Brief an den Kurfürsten Ludwig V. aus der Pfalz schrieb er, dass dies „ein wildes, ungezogenes Bauernvolk“ sei und die Obrigkeit recht tue wie auch der Zehnte rechtens sei, ebenso die Leibeigenschaft. Die Fürsten dürften die Strafe setzen nach der Not im Lande, und die Bauern hätten nicht das Recht, der Herrschaft ein Gesetz zu diktieren. „Für solch ein ungezogenes, mutwilliges und blutgieriges Volk nennt Gott das Schwert.“³² – „Rechtfertigung und Freiheit. 500 Jahre Reformation“, in der so betitelten Handreichung zur aktuellen EKD-Lutherdekade heißt es, die Reformation wollte zu „gebildetem Glauben“ führen. „Sie intendiert einen Glauben, der verstehen möchte und nachfragen darf. (...) Damit ist sie ein Teil der neuzeitlichen Freiheitsgeschichte.“³³ Freiheit? Tatsächlich?

Dem britischen Historiker Arnold Toynbee zufolge verläuft die Weltgeschichte in jedem Kulturkreis nach dem Prinzip „challenge and response“, also als eine Kette mehr oder weniger geglückter oder gescheiterter Antworten auf die Herausforderungen der jeweiligen Zeit. Reformation und Bauernkrieg waren solche Antworten, die dann zugleich viele neue Fragen aufwarfen. Die DDR-Geschichtsschreibung ging sogar so weit, Reformation und Bauernkrieg als zwei Etappen eines Ereignisses zu betrachten: als frühbürgerliche Revolution.³⁴ In diesem Kontext erscheint die Reformation nicht mehr als Erfolgsgeschichte; die Freiheitsrechte, die die im Elend lebenden Bauern von den Fürsten eingefordert hatten, sollten erst 300 Jahre später erkämpft werden. Vielerorts lebten sie fast weitere dreihundert Jahre (!) in Leibeigenschaft, d. h. in kirchlich sanktionierter Unfreiheit. In diesem Sinne irrt Karl Marx, wenn er über Luther schreibt: „Er hat den Leib von der Kette emanzipiert, weil er das Herz in Ketten gelegt.“³⁵ Wenn es doch so gewesen wäre.

32 Zitiert nach Strerath-Bolz, Ulrike: Thomas Müntzer. Warum der Mystiker die Bauern in den Krieg führte, Berlin 2014, S. 99.

33 Siehe: Rechtfertigung und Freiheit. 500 Jahre Reformation 2017, hrsg. vom Kirchenamt der EKD, Gütersloh 2014.

34 Siehe u.a. Meusel, Alfred: Thomas Münzer und seine Zeit, Berlin/Weimar 1952.

35 Marx, Karl: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, MEW Bd. 1, S. 386.

Die Berliner Stadtmission und ihr Gründer Adolf Stoecker als Beispiel für eine problematische Erinnerungspolitik

Bei seiner Berliner Dompredigt zum 130. Jahresfest der Berliner Stadtmission im März 2007 erinnerte Generalsuperintendent Martin-Michael Passauer an den Gründer der Stadtmission, Adolf Stoecker. Von der Kanzel herab zitierte Passauer Stoeckers Leitspruch aus dem Alten Testament: „Suchet der Stadt Bestes“ (Jeremia 29,7), der den sozial engagierten und gleichzeitig für ihren Glauben missionierenden Aktivisten der Berliner Stadtmission auch heute noch Orientierung geben soll. Passauer hätte Stoecker in seiner Predigt namentlich nicht erwähnen müssen, dem Publikum wäre es womöglich gar nicht aufgefallen. Bemerkenswert und für die evangelische Kirche beispielhaft: Mit keiner Silbe erwähnte Passauer, immerhin der leitende Geistliche des Berliner Sprengels, dass Stoecker nicht nur Verdienste hatte. Adolf Stoecker, Hofprediger in Berlin und Gründer der Christlich-Sozialen Arbeiterpartei, war im ausgehenden 19. Jahrhundert einer der bekanntesten Antisemiten.³⁶ Bei der Berliner Stadtmission, wo lange Zeit die Schriften Stoeckers verbreitet wurden, wird die dunkle Seite ihres Gründervaters in keiner Weise thematisiert. Der 1835 geborene Sohn eines Gefängnisdirektors und zum Domprediger und Reichstagsabgeordneten aufgestiegene Adolf Stoecker sah für die „sozialen Uebelstände“ seiner Zeit das „moderne Judentum“ am Werk. Stoecker war einer der ersten Theologen, der die Argumente der kirchlichen Judenfeindschaft (das Volk Israel habe den Messias ermordet und sei daraufhin von Gott enterbt worden) mit sozialen und rassistischen Thesen verband.³⁷ Der von Passauer feierlich zitierte Adolf Stoecker war nachweislich ein Wegbereiter des Nationalsozialismus.³⁸ – Die Integrität Passauers, des Mitbegründers der unabhängigen Friedensbewegung in der DDR, soll hier nicht zur Disposition stehen. An diesem Vorfall aber wird deutlich, wie schwer es der evangelischen Kirche fällt, ihre Geschichte als Ganzes anzunehmen.

36 Zu Passauers Predigt im Berliner Dom siehe: Krampitz, Karsten: Nächstenliebe nur für Einheimische. In: Neues Deutschland, 28.3.2007. Zu Stoecker: Röhm / Thierfelder: Juden, Christen, Deutsche, 1. Bd., Stuttgart 1990, S. 46.

37 Vgl. Hermle, Die antijüdische NS-Politik, S. 175.

38 Zeugnis davon geben Stoeckers Schriften. Beispielsweise Stoecker, Adolf: Das moderne Judentum in Deutschland, besonders in Berlin, Berlin 1880. Siehe auch die Rezeption seiner Schriften während der NS-Zeit. In: Le Seur, Paul: Adolf Stoecker – der Prophet des Dritten Reiches, Berlin 1935.

100 Jahre Evangelische Kirche in Deutschland

Dass die evangelischen Kirchen in den ersten vier Jahrhunderten ihrer Geschichte immer bei den Mächtigen standen, immer auf Seiten der „Obrigkeit“, und dass der Protestantismus die Herrschaft der Fürsten und nach 1870/71 des deutschen Kaisers theologisch legitimierte und gleichzeitig jegliche emanzipatorische Bewegung, wie Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung, verteufelte – all das lässt sich mit der jeweiligen Zeit entschuldigen; mit dem „landesherrlichen Regiment“ erklären, damit, dass der Landesfürst immer auch als oberster Bischof, als Summus Episcopus seiner Kirche fungierte.

Ebenso aus der Zeit heraus verstehen mag man, dass evangelische Pfarrer jeden deutschen Waffengang guthießen. Nicht erst im Krieg gegen Dänemark 1852 reklamierten preußische Militärgeistliche Gott für ihre Seite; ebenso 1870/71 im Krieg gegen Frankreich, als etwa der Divisionspfarrer Moldenhauer den Landsern zurief: „Soldaten, wir gehen dem Feind entgegen. Seid getreu bis in den Tod. Kraft meines Amtes vergebe ich Allen, die bußfertig ihre Sünden bereuen und sich des Verdienstes Jesu Christi im Glauben getrösten, im Namen des dreieinigen Gottes ihre Sünden. (...) Vorwärts mit Hurra!“³⁹ Später dann, im Ersten Weltkrieg, sahen deutsche Militärpfarrer in der eigenen Armee gar die „gekreuzigte Menschheit“; die Kreuzigung war der Krieg, in dem die Kameraden helfen sollten, „die deutsche Erlösung zu schaffen“. Allzu gern wurde in der Predigt der Aufruf zur erhöhten Kampfbereitschaft mit dem Auferstehungsglauben gekoppelt. Wer bereit war, sein Leben für Nation und Vaterland zu geben, dem sollte das ewige Leben winken – evangelische Militärseelsorge als Appendix der imperialistischen Durchhaltepropaganda.⁴⁰

Auch die Frauenfeindlichkeit der Kirche kann als zeitbedingt verstanden werden. Auf die Vorläufer des Feminismus im 19. Jahrhundert reagierten die evangelischen Kirchen u. a. mit der Einrichtung von Wanderkochkursen! Die Katholiken waren da nicht besser. Das berühmte Pauluswort aber, von wegen: „Die Frau schweige in der Gemeinde“ (1 Kor 14, 34), galt in der gesamten Christenheit.

39 Müller-Kent, Jens: Militärseelsorge im Spannungsfeld zwischen kirchlichem Auftrag und militärischer Einbindung, Hamburg 1990, S. 12, Zitat entsprechend Fußnote 29.

40 Ebenda, S. 13 ff.

Nur: Die Geschichte des deutschen Protestantismus *nach* dem Ersten Weltkrieg ist eine gänzlich andere. Die Irrwege und Verwerfungen dieser Jahrzehnte sind von einer neuen Qualität. Der Verweis auf den historischen Kontext reicht hier zur Erklärung nicht mehr aus. Die eigentliche Geschichte der (groß geschriebenen) *Evangelischen Kirchen in Deutschland* fängt hier erst an.

Mit dem Ende des Kaiserreichs hatte ebenfalls das Kapitel Staatskirche ein Ende gefunden. Ein Ende, das aber auch ein Anfang war: „Ecclesiam habemus! Wir haben eine Kirche!“, schrieb der spätere EKD-Ratsvorsitzende Otto Dibelius in seinem im Dezember 1926 erschienenen Buch *Das Jahrhundert der Kirche*. Als Programmschrift sollte es kirchenweit für größte Aufmerksamkeit sorgen. Denn das Jahrhundert der Kirche, so der Kurmärkische Generalsuperintendent, hatte mit dem Jahr 1918 begonnen. „Das Ziel ist erreicht. Gott wollte eine evangelische Kirche. Seinem Willen mussten beide dienen, die aufbauen und die da zerstören wollten.“⁴¹

Und offenbar war Dibelius davon überzeugt, dass der Allmächtige die evangelische Kirche zum Sammelbecken antidemokratischer Kräfte ausersahen hatte. Der deutsche Protestantismus war einer der Sargnägel der Weimarer Republik, wovon noch die Rede sein wird. Von den großen Sozialmilieus dieser Zeit zeigte sich kein anderes so offen und aufnahmebereit für die Ideologie der Nazis wie das kleinbürgerlich-evangelische. Der deutsche Protestantismus mit seinen Kirchen, Institutionen und Vorfeldorganisationen war eine Haupteinbruchsstelle der Nationalsozialisten.

Das Gros der evangelischen Amtsträger, daran besteht kein Zweifel, begrüßte den Niedergang der parlamentarischen Demokratie und die Entwicklung hin zu einer totalitären Diktatur.⁴² Weite Teile der Pfarrerschaft träumten von einer protestantischen Re-Christianisierung der in Versailles

41 Dibelius, Otto: *Das Jahrhundert der Kirche*, Berlin 1926, S. 77.

42 Wohingegen das katholische Milieu, so man als Indikator dafür die konstanten Wahlergebnisse der Zentrumspartei nimmt, bis 1933 weitgehend unversehrt blieb. Auch hatten die katholischen Bischöfe – bis zur Machtübernahme Hitlers – eine eindeutig ablehnende Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus eingenommen; noch im August 1932 hatte die Fuldaer Bischofskonferenz festgelegt, dass eine Mitgliedschaft in der NSDAP mit dem katholischen Glauben unvereinbar sei. Vgl. dazu Jauch, Ernst-Alfred / Helwig, Gisela: *Katholische Kirche*. In Urban, Detlef / Helwig, Gisela (Hrsg.): *Kirchen und Gesellschaft in beiden deutschen Staaten*, Kapitel I: *Der Weg der Kirchen von 1945 bis heute*, Köln 1987, S. 7 ff.

so gedemütigten deutschen Nation. Dass der neue Staat unter Adolf Hitler schon früh selbst religiöse Züge trug und damit einen buchstäblich antichristlichen Charakter hatte, erkannten nur die wenigsten.⁴³ Terror und Einschränkung der Grundrechte in den ersten Monaten der NS-Herrschaft wurden schlicht übersehen oder galten als notwendiges Übel bei der Rückkehr zu Sitte und Moral. Man währte sich in einer nationalen Revolution, in einer Übergangsepoche, die für den Einzelnen durchaus ihre Härten mit sich bringe, welche durch das hehre Ziel aber gerechtfertigt seien.⁴⁴

Historisches Zeugnis dieser reaktionären und schlicht menschenverachtenden Stimmung innerhalb der evangelischen Kirche gibt die Predigt von Otto Dibelius am 21. März 1933, dem „Tag von Potsdam“: „Wir wollen wieder sein, wozu uns Gott geschaffen hat. Wir wollen wieder Deutsche sein! [...] Durch Gottes Gnade ein deutsches Volk!“⁴⁵ Vor deutschnationalem und nationalsozialistischem Publikum erklärte der spätere EKD-Ratsvorsitzende, ein neuer Anfang staatlicher Macht stünde immer im Zeichen der Gewalt, denn der Staat sei Macht. „Neue Entscheidungen, neue Orientierungen, Wandlungen und Umwälzungen bedeuten immer den Sieg des einen über den anderen...“⁴⁶ Dass es sich bei diesem neuen Anfang um einen Abgrund handelte, um den Beginn einer faschistischen Diktatur, lag offenbar völlig außerhalb seiner Vorstellungswelt.

Zwar fand Dibelius kurze Zeit später den Weg in die Bekennende Kirche und prägte diese entscheidend mit, ein öffentliches Eintreten seinerseits für die verfolgten Juden ist jedoch nicht bekannt. Otto Dibelius trat auch nicht für die Protestanten ein, die durch die Rassegesetze der Nazis zu „Nichtariern“ erklärt wurden.

Der Pfarrernotbund kämpfte in jenen Tagen für die 115 Pfarrer in Deutschland, denen man eine jüdische Herkunft nachgewiesen hatte – aus Sicht von Dibelius, Niemöller und anderen Bekenntnispfarrern mit Erfolg. Nur: Die evangelische Gemeinde, die sich im Ghetto Theresienstadt im

43 Vollnhals, Clemens: *Evangelische Kirche und Entnazifizierung 1945–1949: Die Last der nationalsozialistischen Vergangenheit*, München 1989, S. 270; Schönherr, Albrecht: 1933 – Jahr der Machtkämpfe und Illusionen. In: Schuppan, Erich (Hrsg.): *Bekenntnis in Not. Die Evangelische Kirche in Berlin Brandenburg im Konflikt mit dem totalen Staat*, Berlin 2000, S. 82.

44 Hermle, *Die Bischöfe und die Schicksale „nichtarischer Christen“*, S. 272.

45 EZA 7/690.

46 EZA 7/690. Zum historischen Kontext vgl. Stupperich, Robert: *Otto Dibelius. Ein evangelischer Bischof im Umbruch der Zeiten*, Göttingen 1989, S. 204.

Untergrund zusammengefunden hatte, umfasste zeitweilig bis zu 3000 Protestanten jüdischer Herkunft.⁴⁷ Die Gruppe derer, die selbst oder deren Vorfahren vom Judentum zum Christentum konvertiert waren bzw. die als Ehepartner mit Menschen jüdischer Herkunft verbunden waren, belief sich in Deutschland im Jahr 1933 auf rund 400.000 Personen.⁴⁸ Die gesellschaftliche Ächtung dieser Menschen ging mit einer heute schwer fassbaren sozialen Verelendung einher. Wie viele „nichtarische“ Protestanten in den Vernichtungslagern umgekommen sind, kann heute nicht gesagt werden. Fest steht, dass diese Menschen für die Nazis gar nicht ermittelbar gewesen wären, ohne die Hilfe der Kirchen, die den Nazis allerorten Einblick in die Kirchenbücher gewährten.

Zu diesem Buch

Auch in Luthers Bibelübersetzung predigt Jesus Christus: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen!“ (Mt 7,16). In den folgenden Kapiteln soll die Ernte der Reformation vorgestellt werden. Allerdings unter der Prämisse, dass die evangelische Kirche erst seit 1918 als unabhängige, eigenständige Organisation besteht. Von daher hat der 500. Geburtstag noch etwas Zeit. Und obwohl heutzutage die Zahl der Veröffentlichungen zur evangelischen Kirchengeschichte selbst für Historiker nicht zu überschauen ist, handelt es sich bei der vorliegenden Monografie tatsächlich um eine erste Überblicksdarstellung zur Geschichte des deutschen Protestantismus im 20. Jahrhundert.

Die meisten bisherigen Buchprojekte dieser Art enden in der Chronologie mit der deutschen Niederlage im Zweiten Weltkrieg oder sie beginnen damit.⁴⁹ Dabei hat es in der Nachkriegskirche 1945 keine Stunde null gege-

47 Siehe Goldschmidt, Arthur: Die Geschichte der Gemeinde in Theresienstadt 1924–1945. Abgedruckt in: Landgrebe, Detlev: Kückallee 37: Eine Kindheit am Rande des Holocaust. Rheinbach 2008, S. 369-434.

48 Noss, Peter: Theologische „Leuchttürme“ im Protestantismus und die Schicksale der Christen jüdischer Herkunft 1933–1944. In: Gailus, Manfred / Lehmann, Hartmut (Hrsg.): Nationalprotestantische Mentalitäten in Deutschland (1870–1970). Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes. Göttingen 2005, S. 309.

49 Erwähnt seien hier nur die Bücher von Klaus Scholder und Kurt Meier, die die Kirchen in der NS-Zeit zum Gegenstand haben, während beispielsweise

ben. In der „Zusammenbruchsgesellschaft“ (Christoph Kleßmann) wurden die Kirchen als die einzigen intakten Institutionen wahrgenommen. Zudem hielt die deutschnationale Prägung im deutschen Protestantismus noch bis Ende der 1960er-Jahre an. Die evangelische Kirche war im Deutschland des 20. Jahrhunderts eine der wenigen gesellschaftlichen Konstanten, wenn auch mit sinkender Mitgliedschaft, sie überdauerte Weltkriege und Diktaturen. Und das zum Teil mit demselben Personal: Otto Dibelius hat nicht nur am 21. März 1933 die Festpredigt gehalten, zur Eröffnung des Reichstags, ebenso zur Eröffnung des ersten Deutschen Bundestags am 7. September 1949. Warum also beide Predigten nicht in einen Kontext stellen?

Die Entwicklung der Nachkriegskirche wirft Fragen auf, die mit ihrer Vorkriegsgeschichte mindestens teilweise beantwortet werden können: Wie kam es dazu, dass sich die EKD in den ersten Jahren ihres Bestehens für die Rehabilitierung ehemaliger NSDAP-Mitglieder einsetzte und sogar für die Freilassung verurteilter Kriegsverbrecher? In der Bekennenden Kirche hat es viele mutige Frauen gegeben, Frauen wie Elisabeth Schmitz, Ina Gschlössl und Marga Meusel, die im Gottesdienst die politisch brisanten Fürbittenlisten verlasen, Bibelkreise aufbauten und Lebensmittelmarken und Lebensmittel sammelten für im Untergrund lebende „nichtarische“ Christen. Warum waren ihre Stimmen in der Nachkriegskirche nicht mehr zu hören? Und was die Männer der Bekennenden Kirche betrifft: Warum hat beispielsweise die Gruppe um Martin Niemöller, die in den 1950er-Jahren lautstark gegen die Wiederbewaffnung protestierte, nicht ein kritisches Wort gegen Hans Globke gesagt, den Mitverfasser und Kommentator der Nürnberger Rassegesetze, den Adenauer 1953 zum Staatssekretär ernannte und an dem er ungeachtet aller (außerkirchlichen) Proteste festhielt?

Martin Greschat und Claudia Lepp in ihrer Darstellung erst nach dem Zweiten Weltkrieg beginnen. Siehe Scholder, Klaus: Die Kirchen und das Dritte Reich. 2 Bände, Frankfurt/M. und Berlin 1986; Meier, Kurt: Kreuz und Hakenkreuz. Die evangelische Kirche im Dritten Reich. München 2001; Greschat, Martin: Der Protestantismus in der Bundesrepublik Deutschland 1945–2005. Leipzig 2011; Lepp, Claudia: Tabu der Einheit? Die Ost-West-Gemeinschaft der evangelischen Christen und die deutsche Teilung (1945–1969). Göttingen 2005. – Eine Ausnahme ist z. B. die sehr empfehlenswerte Arbeit Hans Prolingheuers, die jedoch nur fünfzig Jahre des 20. Jahrhunderts behandelt. Ähnlich wie im vorliegenden Buch stellt das Jahr 1945 bei ihm keine wirkliche Zäsur dar. Siehe Prolingheuer, Hans: Kleine politische Kirchengeschichte. 50 Jahre evangelischer Kirchenkampf von 1919 bis 1969. 2. durchgesehene und verbesserte Auflage, Köln 1985.

Der Blick auf das *gesamte* 20. Jahrhundert schärft den Blick auf die Nachkriegsgeschichte der evangelischen Kirche. Das bekannte „Stuttgarter Schuldbekennnis“ vom 19. Oktober 1945 wird in ein gänzlich anderes Licht gerückt (siehe Kapitel IV). Sätze wie „...wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben“ erscheinen vor dem Hintergrund des tatsächlich Geschehenen als völlig überbewertet. Das wichtigste Papier zum deutschen Protestantismus der Nachkriegszeit verleugnet mehr als es bekennt. Zu wie viel Unrecht hatte selbst die Bekennende Kirche geschwiegen? Zur Judenverfolgung der Nationalsozialisten, zur Beseitigung der Demokratie von Weimar, zu den Verbrechen der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg (siehe Kapitel II und III). Die Einführung der Jugendweihe in der DDR des Jahres 1954 beschäftigte sie offenbar mehr als Krieg und Holocaust. Die Kirchenleitungen konnten nicht länger schweigen, erstmals erklärte im deutschen Raum die evangelische Kirche den *status confessionis* – den Bekenntnisnotstand! (siehe Kapitel V).

Ein besonderes Augenmerk dieser Arbeit gilt der vielleicht spannendsten theologischen Diskussion in der Geschichte des deutschen Protestantismus, der Debatte um die Wiederbewaffnung (Kapitel VI). Ein anderes Thema wurde dagegen in den Synoden überhaupt nicht diskutiert: die Geschichte der kirchlichen Zwangserziehungsheime (Kapitel VII). Neben dem Paragraphen 175, d. h. der Verfolgung Zehntausender Homosexueller durch staatliche Behörden, handelt es sich hier um das womöglich größte Unrecht, das Menschen in der Bundesrepublik Deutschland bis in die 1970er-Jahre hinein angetan wurde. Freilich hat es auch staatliche Zwangserziehungsheime gegeben. Nur erschien in Freistatt und anderen Fürsorgeanstalten der Diakonie das Unrechtssystem um einen Aspekt niederträchtiger: Gewalt, Demütigung und Zwangsarbeit waren legitimiert durch Gott. Im Wissen um die Geschichte der Diakonie während der NS-Zeit kann das Kapitel Zwangserziehungsheime nicht mehr als eine Entgleisung in der Geschichte des deutschen Protestantismus bewertet werden, die historische Kontinuität ist überdeutlich.

In einem erheblich besseren Licht erscheint dagegen der Weg der DDR-Kirchen hin zur „Kirche im Sozialismus“ – ein Sonderweg, aber kein Sündenfall und schon gar keine Schuldgeschichte. Wirkte die evangelische Kirche in der Weimarer Republik noch als Sargnagel der Demokratie (siehe Kapitel II), war sie in der späten DDR deren Wegbereiter. Da es sich bei

dem vorliegenden Buch um eine Art Spaltprodukt meiner Dissertation⁵⁰ handelt, nimmt die Darstellung des Protestantismus in der SBZ/DDR einen relativ breiten Raum ein (Kapitel V und IX). Vordergründig beschäftigen sich die folgenden Seiten aber mit der Bindung des deutschen Protestantismus an Römer 13: „Jedermann sei untertan...“.

Im mühsam sich dahinschleppenden Erinnerungsdiskurs der EKD wird dieser Band an manchen Stellen zum Widerspruch herausfordern und zur Kritik. Wir werden sehen. Zum Wesen einer historischen Überblicksdarstellung gehört ihre Unvollständigkeit. Ohnehin ist Geschichte niemals abgeschlossen; Historiker-Arbeiten sollten immer auch einen produktiven Ansatz bieten für die zukünftige Geschichtsschreibung.

Karsten Krampitz

Berlin, den 18. April 2017

⁵⁰ Krampitz, Karsten: Der Fall Brüsewitz. Staat und Kirche in der DDR. Berlin 2016.